

# Ursula : wert zu leben!

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und Sozialversicherungswesens**

Band (Jahr): **63 (1966)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-836598>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ob es in der Bundesrepublik wirklich anders ist? Professor Alexander Mitscherlich, einer der scharfsinnigsten Analytiker unserer Gesellschaft, gelangt, was die Lebensverhältnisse der Städte angeht, zu folgendem Schluß: «Der Anthropologe kommt aus der Verwunderung darüber nicht hinaus, daß die merkantile Planung unserer Städte offenbar nur für *einen* Alterstypus, und da noch mangelhaft genug, geschieht, und zwar für den erwerbsfähigen Erwachsenen. Wie er zu einem solchen wird, scheint ein zu vernachlässigender Faktor zu sein, vielmehr, es wird überhaupt nicht danach gefragt. Die kindliche Eigenwelt als eine schwache Machtsphäre wird rücksichtslos manipuliert, ein fast unbeachtetes Residuum absolutistischer Herrschaftsmodelle.»

Ein solches Urteil ist alarmierend genug und sollte besonders verantwortungsvolle Christen hellhörig machen. Es verlangt zumindest genaue Untersuchungen.

Die ersten Katholikentage der Nachkriegszeit sind energisch unter dem Gesetz der christlichen Soziallehre angetreten. Das ist lange her. Wäre nicht hier und heute eine dringende Aufgabe für sie und das sie tragende Zentralkomitee der deutschen Katholiken? Denn es ist ja mit dem Studium der Zustände nicht getan. Forschungsergebnisse entschwinden schnell dem öffentlichen Bewußtsein und sind damit allzuleicht von der politischen Tagesordnung gestrichen. Kinderreiche Familien sind politisch schwach. Sie sind als Gruppe nicht formiert und könnten als solche in dem rücksichtslosen Kampf der Wirtschaftsinteressen allein nicht viel ausrichten. Sie brauchen einen starken Arm.

Unsere Gesellschaft ist einer unbarmherzigen Konkurrenz ausgeliefert, deren Gesetz den Stärkeren zum Sieger macht. Es gehört zu den Paradoxien unserer Staatsform, daß gerade eine fortschreitende Demokratisierung auch die Abhängigkeit der Staatsorgane von den politisch starken Gruppeninteressen vergrößern kann, was zugleich einer Zurückdrängung, wenn nicht sogar einer Art Unterdrückung der Schwachen gleichkommt. – Hier mindestens korrigierend zu wirken, die Vergessenen aufzuspüren und zu stützen, das dürfte zu den politischen Funktionen der Kirche gehören.

*Gottfried Erb*

## Ursula: wert zu leben!

Der vor kurzem in Zürich angelaufene Film «Ursula oder das unwerte Leben», hat in der breiten Öffentlichkeit ein intensives Interesse gefunden, ja, fast einen Schock ausgelöst. Er wird selbstverständlich in den Fachkreisen lebhaft diskutiert und in einzelnen Punkten auch kritisiert. Dies veranlaßt Pro Infirmis zu einer Stellungnahme.

Zuvor und vor allem: Es ist gut, daß dieser Film geschaffen wurde. Pro Infirmis hat Walter Marti und Reni Mertens nur zu danken für diese immense, mühevollen und verantwortungsbewußte Arbeit, und sie stellt sich vollumfänglich hinter den mit erschütternder Augenscheinlichkeit demonstrierten Grundgedanken: Es gibt kein unwertes Leben! In jedem noch so schwer behinderten Kinde können Wille und Lust zur Aktion, zur tief befriedigenden Tätigkeit geweckt werden. Auch im entstelltesten, im «totesten» Antlitz kann das Licht einer tiefen Menschenempfindung aufleuchten! Nein, kein Leben ist unwert; man muß nur etwas tun mit

diesen Menschenkindern, damit das durch die körperliche und geistige Unfähigkeit gefesselte Lebensgefühl aufbrechen und sich entfalten kann.

Natürlich gibt es verschiedene Ansichten über Art und Methode, dies zu tun. Walter Marti und Reni Mertens haben in ihrem Film eine davon gezeigt, diejenige der liebenswerten und in ihrer Art einzigartigen Mimi Scheibblauer. Es ist zu verstehen, daß sie gerade Mimi Scheibblauer wählten. Nicht nur ist die Einfachheit, die Unmittelbarkeit ihrer Methode vom Gesichtspunkt des Filmschaffenden aus faszinierend, sie ist auch eine Pädagogin, eine Dozentin, eine Ausbilderin von Müttern, Pflegerinnen, Kindergärtnerinnen – von allen, denen die Förderung behinderter Kinder ein Anliegen ist. Sie haben aber nicht behauptet, daß Mimi Scheibblauer die einzige ist, die etwas tut. Sie haben die anderen einfach nicht erwähnt. Wie viele Ärzte, Psychologen, Heilpädagogen, Orthopäden forschen, schöpfen, wecken seit Jahren nach dem gleichen Grundsatz: Es gibt kein unwertes Leben! Wie viele Fürsorgerinnen beraten täglich die Mütter behinderter Kinder. Sie bilden sich Jahr um Jahr in Fachkursen weiter, um diesen Eltern das nötige Wissen für ihre Aufgabe weitergeben zu können. Wie viele Pfleger und Pflegerinnen, Therapeuten in Spitälern und Heimen «arbeiten» mit den ihnen anvertrauten Kindern – auch sie alle in der unerschütterlichen Gewißheit: Es gibt kein unwertes Leben! Alle diese im Prinzip Gleichgesinnten hätten vielleicht – wenigstens als anonyme Gruppe – eine Erwähnung verdient.

Walter Marti und Reni Mertens haben in ihrem Film nicht nur gezeigt, was getan und erreicht werden kann; sie haben auch gezeigt, was nicht getan wird, und eindrücklich zum Ausdruck gebracht, welche grausamen Konsequenzen dieses Nichtstun hat. Zu den schmerzlichsten Szenen gehören die Aufnahmen jener ärmsten Geschöpfe, für die es zu spät ist, die man in ihrer Kindheit nicht zum Leben erweckt hat, die liegen bleiben, gepflegt und gefüttert – «versorgt». Andere Szenen wecken Empörung und gerechten Zorn, jene, von den «lieben Kindern, die gar keine Mühe machen», und sich im wörtlichen und übertragenen Sinn zu Tode langweilen.

Diese Abschnitte spielen beide in ausländischen Heimen, aber man muß sagen, daß es auch in unserem Land noch eine ganze Anzahl solcher reinen Pflege- und Versorgungsheime gibt. Wir wollen dabei nicht vergessen, daß die Pflege in diesen Anstalten größtenteils eine bewundernswert aufopfernde ist und als wirklicher Dienst an den Ärmsten verstanden wird, an jenen Ärmsten, die mit dem Vermerk «Idiot», «Bildungsunfähig» eingewiesen werden und damit jede Gelegenheit zur Förderung verlieren. Es ist durchaus richtig, es ist notwendig, unserem Volke solche Bilder vor Augen zu führen, um es aufzurütteln. Trotzdem – auch hier ist etwas Wesentliches unterlassen worden: Es wird mit keinem Wort erwähnt, daß es auch andere Heime gibt, solche mit einer verantwortungsbewußten Leitung, mit sorgfältig ausgebildetem Personal, das trotz der durch Personalmangel bedingten Überlastung – jeder an seinem Platz – dasselbe tut wie Ursulas Pflegemutter und wie Mimi Scheibblauer, nämlich sich *mit* dem behinderten Kind beschäftigen und *es* beschäftigen, um das scheinbar unwerte in ein Leben voller Wert zu verwandeln. Es ist schade, ja in gewissem Sinne sogar gefährlich, die Arbeit und die gleich großartigen Resultate dieser im besten Sinne modern geführten Heime zu verschweigen. Diese – vielleicht filmisch bedingte – Vereinfachung fördert das in der Bevölkerung noch sehr ausgeprägt vorhandene Mißtrauen, das eben der alten, nicht-menschlichen Versorgungspraxis entspringt.

Erschreckend deutlich kam diese Reaktion denn auch in der Fernsehdiskussion zum Ausdruck, in der sich die jungen Gesprächsteilnehmer, die sonst mit soviel

Aufgeschlossenheit, Überlegung und Anteilnahme diskutieren, absolut gegen eine Heimerziehung aussprechen, ja es wörtlich «ein Verbrechen» nannten, «solche Kinder in ein Heim zu geben». Diese falsche Interpretation würde zum Beispiel die junge werdende Mutter, die so wunderbar bereit ist, auch ein behindertes Kind «anzunehmen», in schreckliche Gewissensnöte bringen, wenn sie es in ein Heim geben *müßte*. Pro Infirmis geht, indem sie diese Bedenken ausspricht, von ihrem fachlichen Wissen und von den Erfahrungswerten ihrer Beratungsstellen in der ganzen Schweiz aus. Sie will nichts herabmindern an dem – es sei nochmals betont – guten und ehrlichen Film; sie will nicht einmal kritisieren und schon gar nicht angreifen. Sie hat sich deshalb vor der Veröffentlichung ihrer Stellungnahme mit den Schöpfern des Ursula-Filmes zusammengesetzt, um einmal jedes Mißverständnis von vornherein auszuschließen und um diesen unwillkürlich zu Mitarbeitern gewordenen Menschen ihre Hoffnungen, Anregungen und Wünsche vorzulegen. Pro Infirmis versteht, daß der Film von Walter Marti und Reni Mertens nicht ein Dokumentarfilm ist; *er ist ein Dokument*. Daher ist der Film eindeutig absolut und scharf. Aber er wäre unvollständig und letztlich sogar verfälscht, wenn er nicht eine Fortsetzung, eine Weiterführung seines Anliegens finden würde. Pro Infirmis hofft daher auf einen weiteren Film, der sich – ebenso gütig, ebenso angriffig und ebenso verantwortungsbewußt – mit der Arbeit in den Heimen befaßt.

Diese Hoffnung will durchaus nicht zum Ausdruck bringen, daß Pro Infirmis nun absolut für Heimerziehung plädiert. Im Gegenteil: Die Bestrebungen der Fachleute gehen immer mehr in die Richtung der Erziehung eines auch schwerst behinderten Kindes im Elternhaus. Viele Heime ihrerseits beginnen mehr und mehr, sich zu Halb- und Ganz-Externaten umzuwandeln, damit das Kind den Abend oder wenigstens das Wochenende mit seiner Familie zusammen verbringen kann.

Aber ganz ohne Heimerziehung geht es nicht! Was geschieht mit den geschädigten Kindern in zerrütteten und verwahrlosten Familien? Wie kann sich eine Mutter mit vier oder fünf Kindern, Ehemann und Haushalt – vielleicht sogar gezwungen mitzuverdienen – noch intensiv mit der Förderung ihres geisteschwachen Kindleins beschäftigen; manche sind sehr unruhig und dürfen buchstäblich keine Sekunde aus den Augen gelassen werden. Um Ursula kümmern sich *drei* Menschen, die Raum, Zeit und Kraft haben für diese Aufgabe und eine unwandelbare Liebe, die sie nicht einmal aus der natürlichen Blutsbindung schöpfen können. Solche Pflegefamilien sind dünn gesät!

In anderen Fällen muß das kleine Menschenkind wenigstens eine gewisse Zeit im Heim verbringen, damit man sein Gebrechen auf das genaueste erfassen und erkennen und die daraus folgende Erziehungs- und Förderungsweise bestimmen kann. Es gibt da keine allgemeinen Richtlinien. Jeder Fall ist wieder anders. Die Behinderung mancher Kinder wird in vielen, allzu vielen Fällen erst beim obligatorischen Schulbeginn erkannt. Und dann ist schon unendlich wertvolle Zeit nutzlos vertan. Unkenntnis, falsche Scham und Gleichgültigkeit haben die Entwicklung des Kindes um Jahre zurückgestellt, sie vielleicht sogar zum Teil fraglich gemacht.

Abschließend möchte Pro Infirmis einen Wunsch aussprechen: Es mögen diesem einmaligen Film «Ursula – oder das unwerte Leben» zwei kurze Sätze zugefügt werden:

1. Mimi Scheiblauber, die Gütige, die beharrlich Zuversichtliche, hat viele Gleichgesinnte.

2. Diese Art Heime müssen verschwinden; Beispiele anderer, besserer Heime gibt es schon viele in unserem Land – viele, aber noch lange nicht genug!

Pro Infirmis glaubt, daß diese beiden Sätze dem Film weder vom Gesichtspunkt der filmischen Spannung noch vom Grundgedanken her schaden. Denn nocheinmal: Im Wesentlichen, im Grundsätzlichen sind wir uns einig, Walter Marti, Reni Mertens und wir von Pro Infirmis:

Unwertes Leben gibt es nicht!

*Pro Infirmis*

## Die Alkoholfrage bleibt ungelöst

Der Kampf gegen die Alkoholbesteuerungsinitiative war für die Gegner ein leichter Kampf. Nur wenige waren denn auch unter allerhand Bedingungen bereit, als Referenten an einer öffentlichen kontradiktorischen Versammlung teilzunehmen. Warum sich exponieren, wenn man des Sieges zum voraus sicher ist?

Über 230 000 Neinstimmer haben den Auslandschweizerartikel abgelehnt und unsere Landsleute im Auslande und damit die besten Vertreter unserer Exportwirtschaft vor den Kopf gestoßen und enttäuscht. Mit diesen Neinstimmen durften die Gegner der Alkoholinitiative rechnen, und sie genügten auch schon für die Verwerfung des Anliegens. Man war also auch der Stimmen der Parolentreuen und der Gegner jeder Steuerforderung sicher. Das schweizerische Aktionskomitee gegen die Initiative hätte es nicht nötig gehabt, *mit Schlagworten* wie «Bevormundung, Steuervogt, Beamtenapparat, Teuerung usw.» zu fechten und an die niederen Gefühle der Stimmbürger zu appellieren. Auch die Rebbauern und die Obstproduzenten hätte es nicht einspannen müssen. Die Befürworter der Initiative sind um diese Erwerbszweige nicht weniger besorgt als die Gegner.

Weitaus den meisten Befürwortern der Initiative ging es keineswegs um eine politische, sondern lediglich um eine volksgesundheitliche und staaterhaltende Sache. Wir sehen die Anforderungen, die an unser kleines Volk gestellt werden, und sehen den großen und noch zunehmenden Alkoholverbrauch und die Schäden, die in mannigfaltiger Art daraus erwachsen. Wir fragen, wo soll das hinführen? Ist denn der große Teil unseres Gewerbes wirklich daran interessiert, daß 1,6 Milliarden Franken alljährlich für alkoholische Getränke ausgegeben werden? Könnten mit diesem Gelde nicht sinnvollere und gesündere Umsätze getätigt werden; warum finden sich unsere Rebbauern mit der Tatsache ab, daß weit mehr Wein importiert wird, als sie produzieren können? Warum warnten die Bauernzeitungen vor Indexerhöhung und machten aus der geplanten Alkoholsteuer ein Schreckgespenst im Momente, da der Bundesrat sich genötigt sieht, Brot- und Milchverbilligungsmillionen zurückzuziehen, und die Bauern ihrerseits glauben, mit dem jetzigen Milchpreis ab nächsten Frühling nicht mehr auszukommen? Wäre es denn nicht besser gewesen, die alkoholischen Getränke zu belasten und dem Bunde so zusätzliche Mittel zu beschaffen? Und wenn die Henne dann wirklich weniger goldene Eier legte, käme der Gegenwert sicher mehrfach im Aufwand für unsere Heilanstalten aller Art und in den Prämien für Kranken- und Unfallversicherungen zutage.